

Die Zeitmaschine - Warum die Schrift die genialste Erfindung der Menschheit ist – und was geschehen muss, damit das Schreiben und Lesen eine Zukunft hat.

Von Alard von Kittlitz | in: Die Zeit vom 6. Juni 2023

In der Strada Constantin Daicoviciu, einem mürbe asphaltierten Sträßchen in der rumänischen Universitätsstadt Cluj, findet sich unter der Hausnummer 2 ein bröckelndes Stadtpalais. Seit 1937 beherbergt es die Sammlung des „Nationalmuseums für die Geschichte Transsilvaniens“. Man muss durch das schwere Portal schreiten und über den Innenhof, die Treppe hoch in den ersten Stock des Hinterhauses und durch den farngeschmückten Empfangsraum, um endlich jenes Bürozimmer betreten zu können, unter dessen vergittertem Fenster ein Safe steht

In ihr könnten zwei ordentliche Stullen Platz finden, der tatsächliche Inhalt aber ist spannender. In der Dose werden nämlich, eingewickelt in Luftpolsterfolie, drei lehmfarbene irdene Täfelchen aufbewahrt, zwei eher eckig und visitenkartengroß, eine rund und doppelkeksgroß: die „Tontafeln von Tărtăria“. In ihre Oberfläche sind insgesamt etwa zwei Dutzend Bildchen geritzt. Eines erinnert vielleicht an Feuer, ein anderes scheint eine Ziege darzustellen, wieder ein anderes eine Ähre. Und es gibt nun eine Reihe von Archäologen und Gelehrten, die meinen, diese Einritzungen seien 7300 Jahre alte Schriftzeichen – und die Täfelchen somit die frühesten bekannten Schriftstücke der Weltgeschichte. (Der Autor dieses Dossiers durfte die Tafeln in seinen latexbehandelten Händen halten.)

Ist es banal oder doch nötig, darauf hinzuweisen, dass sie also den Anfang darstellen könnten einer der allerbedeutendsten, allergrößten, allerfolgenreichsten Kulturtechniken, die unsere Spezies je hervorgebracht hat? Und einer der eigenartigsten noch dazu? Bitte einmal kurz durch den Kopf gehen lassen: Der Schrift gelingt es, unsere Augen (beziehungsweise bei der Brailleschrift unsere Finger) in Ohren zu verwandeln, uns also Worte mit den Augen (Fingern) hören zu lassen. Das ist eine kognitiv unheimlich komplizierte Sache. Die Fähigkeit zu sprechen scheint mehr oder weniger genetisch programmiert zu sein, Kinder erlernen es wie nebenbei, wenn man mit ihnen redet. Lesen und Schreiben hingegen müssen mühsam trainiert werden. Schrift ist in diesem Sinne etwas Unnatürliches.

Dass Sie das hier gerade lesen, dass Sie die spezifisch formulierten Gedanken und Wissensschnipsel eines Menschen empfangen, sozusagen innerlich hören können, obwohl der sie in einer anderen Zeit, an einem anderen Ort festgehalten hat, dass mithin dessen Worte Raum und Zeit transzendieren – das ist etwas nachgerade Magisches. Es hat als Prinzip eine unvorstellbare Akkumulation des Wissens ermöglicht. Feuermachen, Werkzeuge konstruieren, Ackerbau betreiben, vielleicht war das Entwickeln dieser Techniken basaler für die Geschichte der Menschheit. Aber die Glühbirne, das Penicillin, das Internet, all das und sehr viel mehr wäre ohne die Schrift nicht mal ansatzweise möglich gewesen. Unsere globale Gegenwart ist ohne sie nicht denkbar.

Zurück nun aber auf Los, an den möglichen Anfang von allem, nach Cluj. Der Tresor, die Tontafeln! Oder, Verzeihung, doch erst mal anders. Ein Videocall nach Luumäki, Südkarelien, Finnland. Am anderen Ende der Leitung sitzt der deutsche Sprachwissenschaftler Harald Haarmann in seinem Bibliothekszimmer, 77 Jahre alt und seit Langem in Luumäki zu Hause. In sieben bis acht Sprachen kommt dieser Mann zurecht, wenn man Altgriechisch und Latein nicht dazurechnet, in mehr als 130 Ländern haben ihn seine Forschungsreisen geführt. Im Jahr 1985 kehrte Haarmann gerade von einer solchen Reise zurück, als ihn eine Anfrage seines Verlegers erreichte: Ob er eine Universalgeschichte der Schrift schreiben wolle?

Im Zuge seiner Recherchen für dieses Mammut-Projekt begegnete Haarmann den Arbeiten einer litauisch-amerikanischen Archäologin, Marija Gimbutas, die in Harvard und an der University of California zur Frühgeschichte im Balkan und im Donauroum forschte. „In einem Artikel von ihr“, erinnert sich Haarmann, „fand ich dann einen Absatz über die sogenannten Vinča-Zeichen, die auf vielen Fundstücken in der Donauregion entdeckt wurden. Die ältesten finden sich auf den Tontafeln von Tărtăria – die stammen etwa aus dem Jahr 5300 vor Christus. Und bei Gimbutas las ich nun, diese Zeichen seien möglicherweise ein Schriftsystem. Da war ich erbost! In der Forschung bestand doch allgemeine Einigkeit, dass die Schrift erstmals um etwa 3500 vor Christus erschien, viel später also! Aber ich war unruhig wegen dieser Sache. Ich konnte nicht einschlafen. Mitten in der Nacht setzte ich mich im Bett auf, und das war fast wie eine Epiphanie. Ich dachte: Du bist Wissenschaftler! Du kannst doch nicht etwas ablehnen, das du gar nicht kennst!“

Mittlerweile forscht Haarmann seit fast vierzig Jahren über jene Zivilisation, der die Zeichen auf den Tontafeln entstammen und die er „Alteuropa“ oder „Donaukultur“ nennt. Er hält sie für die früheste Hochkultur der Weltgeschichte. Sie soll sich über weite Teile des Balkans, des heutigen Rumäniens und der Ukraine erstrecken und von 6000 bis 3000 vor Christus bestanden haben – als eine geradezu utopisch anmutende Gesellschaft. Es finden sich in Ausgrabungen zwar Städte, aber keine Paläste: Gab es keine Herrschaft? Bislang entdeckte man keine Spuren bewaffneter Konflikte: Gab es keine Kriege? Laut den gefundenen Artefakten schien sich die Kultur in erster Linie um Göttinnen und Fruchtbarkeit zu drehen: War sie matrifokal, also auf Frauen ausgerichtet, und kannte mindestens eine Gleichstellung der Geschlechter?

So jedenfalls deuten Haarmann und die mittlerweile verstorbene Gimbutas die archäologischen Ergebnisse. Die Alteuropäer betrieben Ackerbau, waren aber, das weiß man dank der DANN-Forschung, keine aus Anatolien eingewanderten Bauern, sondern Nachfahren jener Menschen, die aus Afrika erstmals nach Europa gekommen waren. Sie errichteten mehrstöckige Tempelbauten und Wohnhäuser mit bis zu fünf Zimmern, es gab Siedlungen, in denen 8000 Menschen lebten. Sie bauten Brennöfen zur Herstellung zart gemusterter Keramikprodukte, schmolzen Kupfer und Gold für Schmuck und Kunsthandwerk, sie kelterten Wein und produzierten Olivenöl, flochten ihre Haare und fertigten Skulpturen von eigenwilliger Schönheit, oftmals menschliche Leiber mit Tierköpfen. Und sie hatten ebendiese seltsamen Tontäfelchen.

Kein Mensch, auch nicht Harald Haarmann, vermag heute zu entziffern, was darauf stehen soll. Das ist für die These ihrer Beschriebenheit zwar ärgerlich, tut ihr aber noch keinen Abbruch. Die ägyptischen Hieroglyphen etwa konnte sehr lange auch niemand lesen, bis der Franzose Jean-François Champollion sie Anfang des 19. Jahrhunderts dechiffrierte, mithilfe des Steins von Rosetta. Auf dieser 2200 Jahre alten Steintafel stand dreimal der gleiche Text – einmal in Hieroglyphen, für die ägyptische Priesterschaft, einmal in der demotischen Schrift, für die ägyptischen Beamten, und einmal auf Altgriechisch, für die ptolemäischen Herrscher. Der Abgleich erlaubte es Champollion, die Bedeutung der hieroglyphischen Zeichen zu verstehen. Viele andere alte Schriften jedoch bleiben bis heute für niemanden lesbar.

Als die Tontafeln von Tărtăria im Jahr 1961 von einem Archäologen des Museums in Cluj aus der transsilvanischen Erde geholt worden waren, drängte sich gleich die Frage auf, ob die Einritzungen Symbole, gar Schriftzeichen sein könnten. Aber woran macht man so etwas fest? Ab wann sind Zeichnungen Zeichen? Was unterscheidet das Bild einer Schlange von dem Buchstaben S?

Die Schriftforschung geht davon aus, dass alles Schreiben mit Bildern begann. Zum Beispiel mit Höhlenmalerei, etwa mit Darstellungen von Stieren oder Menschen. Irgendwann kam es dabei zu Abstraktionen: ein auf wenige Striche reduzierter Stierkopf, ein Schamdreieck. Die Abstraktionen gewannen die Züge von Piktogrammen, das heißt, sie wurden standardisiert und bekamen einen

Informationsgehalt, der ein wenig über die Zeichnung hinauswies – der Stierkopf etwa als allgemeines Zeichen für ein kräftiges männliches Rind. Als die Bedeutungen immer abstrakter wurden, entstanden Ideogramme: Sagen wir, der Stierkopf stellte nun das Siegel eines Clans dar, oder das Schamdreieck stand für Weiblichkeit. Darauf folgten Logogramme, bei denen ein Zeichen für einen konkreten Begriff steht – etwa „rén“, das chinesische Zeichen für Mensch. Schließlich die Phonogramme, das sind Zeichen, die nur noch Klänge repräsentieren, weitgehend losgelöst von den Dingen – die Maya zum Beispiel kannten für „Jaguar“ das Wort „balam“ und konnten das mithilfe dreier Zeichen schreiben: für die drei Silben „ba“, „la“ und „ma“. (Wobei der letzte Vokal des Wortes beim Sprechen stumm blieb.)

Die Übergänge waren zäh, fließend, fanden über Jahrhunderte, Jahrtausende statt. Nicht alle Schriften durchliefen dieselben Entwicklungen, und natürlich baute nicht immer die eine auf der anderen auf: Schrift ist vielmals entstanden, unabhängig voneinander, überall auf der Erde. In Nordamerika erdachte noch im frühen 19. Jahrhundert ein offenkundig genialer Mann namens Sequoyah vom Volk der Cherokee vollkommen eigenständig ein Schreibsystem, nachdem er beobachtet hatte, dass die Weißen durch Papierstücke miteinander kommunizierten. Seine Silbenschrift wird noch heute verwendet.

Ob es sich bei einer alten Zivilisation um eine Hochkultur handelte, wird gemeinhin daran festgemacht, ob dort gelesen und geschrieben wurde. Die gängige, noch immer am häufigsten wiedergegebene Version der Schriftgeschichte sieht den Anfang von allem nicht bei den Alteuropäern im heutigen Rumänien, sondern ganz woanders, nämlich in Mesopotamien – im heutigen Ostrak, in Syrien und Kuwait. In kriegerischen Stadtstaaten wie etwa Uruk entstand die Kultur der Sumerer. Um das Jahr 3500 vor Christus begannen dort Priester, Pflichtabgaben der Untertanen an den Tempeln zu notieren, indem sie mit Keilen Piktogramme in weiche Tontafeln drückten: „Sieben Körbe Gerste“, „Drei Krüge Öl“, so etwas Geistreiches stand dort dann. Die Anfänge der berühmten Keilschrift also: Buchhaltung!

Und das ist nicht bloß einigermaßen schnöde, sondern auch ein bisschen bedrückend – dass unser zentrales Kulturgut das erste Mal von Verwaltern und Bürokraten in die Welt gebracht worden sein soll, als Werkzeug der Herrschaft, das in einer streng hierarchischen Gesellschaft das Auspressen der Untertanen dokumentieren sollte. Auch das alte Ägypten, wo wenig später die ersten Hieroglyphen auftauchten, war so eine Gesellschaft, das Reich der Maya ebenso. Es ist, als bestünde eine notwendige Verbindung zwischen der Schrift und dem Staat, dem Schreiben und der Hierarchie, der Hochkultur und der Knechtschaft. Wir wären demnach bei der alten Leier, dass das avancierte Leben nur um den Preis des Oben und Unten, von Unterdrückung und Gewalt zu haben ist.

Die Tontafeln von Tărtăria suggerieren nun aber, dass Hochkultur vielleicht auch unter ganz anderen Bedingungen entstehen kann. Wir erinnern uns an die mutmaßlichen Slogans von Alteuropa: Freiheit! Gleichheit! Geschwisterlichkeit! Ein friedliches, egalitäres Reich ohne feste Grenzen oder zentrale Organisation. Die Alteuropäer demnach An-Archos: ohne Oberste. Ob die Vinča-Zeichen, die auf den Tafeln von Tărtăria und mehr als tausend weiteren alteuropäischen Fundstücken entdeckt wurden, Schriftzeichen waren, ist somit auch jenseits der Frage „Wer war der Erste?“ von grundsätzlicher Bedeutung.

Harald Haarmann und seine Mitstreiter sagen, sie hätten bislang etwa 720 Vinča-Zeichen unterscheiden können. Die altmesopotamische Schrift habe über 700 Zeichen, das älteste Inventar der Hieroglyphen etwa 700 Zeichen gekannt, so Haarmann. „Das alteuropäische Inventar ist also hinlänglich komplex.“ Neben der Zahl der verschiedenen Zeichen gehe es auch darum, dass sie beieinanderstehen, nicht bloß vereinzelt. „Es braucht eine Infrastruktur der Schrift. Die Zeichen

müssen sich aufeinander beziehen und konventionell verwendet werden. Das scheint bei den alteuropäischen Inschriften der Fall zu sein.“

Haarmann nennt damit zwei wesentliche Kriterien für Schrift. Ihre Zeichen brauchen untereinander geteilte Grundprinzipien, etwa dass sie alle in dieselbe Richtung weisen. Und ihr System muss konventionell, also vereinbart sein: Sender und Empfänger müssen es beide kennen. Schrift muss, blöd gesagt, lesbar sein.

Ob die Tontafeln von Tărtăria tatsächlich die frühesten Schriftdokumente der Menschheit sind, bleibt umstritten. Einige Forscher gehen von einem Bestand von lediglich 250 unterschiedlichen Zeichen aus, was eher für eine Vorform von Schrift spräche. Als der rumänische Archäologe die Tafeln damals ausgrub, waren sie matschig und feucht. Er trocknete sie in einem Ofen, womit eine Datierung mittels der gängigen Radiokarbonmethode unmöglich wurde. In diesem Jahr soll in einem Mannheimer Labor mittels Thermolumineszenzdatierung überprüft werden, ob die Tafeln so alt sind wie bislang geschätzt; bei dem Verfahren lässt sich herausfinden, wann ein Objekt das letzte Mal das Licht der Sonne gesehen hat. Andere Fundstücke mit Vinča-Zeichen, etwa die in Bulgarien aufbewahrten Tafeln von Gradeshnitsa, sind aber nachgewiesenermaßen nicht wesentlich jünger. Also immer noch älter als die mesopotamischen Bilanzen.

Alteuropa ist lange versunken, genau wie die Reiche der Sumerer, der alten Ägypter, der Maya. Die Schrift aber durchzieht die Welt. Auch wenn nicht alle Kulturen sie entwickelt haben, so ist sie doch mittlerweile in fast allen Kulturen angekommen. Höchstens einige letzte Winkel der Regenwälder, ein paar Inselchen in der Andamanensee haben noch keine Schriftzeichen gesehen. Und diese Tatsache ist ein Innehalten wert.

Dass heute nicht bloß überall, sondern auch von nahezu jedem und jeder gelesen wird, hat die Welt vor allem zwei Errungenschaften zu verdanken. Natürlich dem Buchdruck. Aber der beruhte maßgeblich auf dem simpelsten, effizientesten und vielleicht auch, wie wir noch sehen werden, brutalsten aller Schreibsysteme. Und das wiederum wurde vor 4000 Jahren nicht von irgendwelchen Priestern oder Bürokraten erfunden, sondern von Sklaven und Lohnarbeitern, die des Lesens und Schreibens im herkömmlichen Sinn kaum mächtig waren. Nach heutigem Wissen waren es Kanaaniter, die auf der zu Ägypten zählenden Hochebene Serabit al-Chadim für den Pharao in Türkis-Minen schufteten mussten. Sie nutzten das Schreibsystem ihrer Herrscher, um daraus etwas Eigenes zu machen. Die Hieroglyphe eines Ochs – auf Kanaanitisch Aleph – verwendeten sie einzig für den Klang A, die eines Hauses – Beth – für den Klang B und so weiter. Aleph und Beth: Alphabet.

Eine logografische Schrift benötigt Tausende Schriftzeichen

Vor mehr als sechs Jahrzehnten, im Jahr 1962, veröffentlichte der kanadische Philosoph und Medientheoretiker Marshall McLuhan ein unfassbar kluges Buch über das Alphabet und den Buchdruck, Die Gutenberg-Galaxis. Darin lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Genialität des Sklaven-Schreibsystems.

Wir erinnern uns: Die Maya kannten Schriftzeichen für einzelne Silben. „Ba“ plus „la“ plus „ma“ gleich „balam“, „Jaguar“. Die Kanaaniter gingen nun viel weiter. Bei ihnen stand jedes Zeichen für nur einen einzelnen Klang. Ein A oder R oder S aber ist vollends bedeutungslos, das Zeichen vermittelt ohne Zusammenhang nichts. Das Alphabet atomisierte die Sprache. Es zerlegte das Gurgeln, Singen, Klicken, Zischen, Ploppen, Summen und Näseln unserer Stimme in die elementarsten Bestandteile, denen wiederum zunehmend abstrakte Zeichen zugeordnet wurden – die Buchstaben. J-A-G-U-A-R.

Eine logografische Schrift wie etwa Chinesisch benötigt Tausende Schriftzeichen. In vielen Silbenschriften sind es 60 bis 70, und die können kaum für andere Sprachen verwendet werden. Das

Alphabet hingegen braucht gerade mal um die 25 Zeichen, um im Prinzip alle Wörter aller Sprachen schreiben zu können, in allen Konjugationen, Deklinationen, Genera, Tempora. Wie viel einfacher und flexibler als alles vorher Gekanntes! Ein ebenso handlicher wie unerschöpflicher Zauberkasten.

Die Genialität des Alphabets lag, so Marshall McLuhan, im „Auseinanderbrechen von Bild, Ton und Bedeutung“. Und daraus folgt McLuhans entscheidende These: Dieses Prinzip der Zerlegung erfasste nicht bloß die Sprache. Sondern alles Denken, den kompletten Bezug zur Natur und zur Welt. Im Alphabet gewann die Menschheit die Möglichkeit, das aufzuspalten, was vorher einheitlich, organisch, göttlich angemutet hatte.

Das ist eine wahnsinnig interessante, schwierige, total diskutabile Idee, die McLuhan in Die Gutenberg-Galaxis in mitreißender Form zu Papier gebracht hat – dass unsere Kultur noch viel stärker vom Alphabet geprägt ist, als wir uns das vorstellen können. Was wir „Zivilisation“ nennen, beruht demnach auf den Eigenschaften dieser 4000 Jahre alten Supertechnologie der Kanaaniter. Das Alphabet schuf eine Lebens- und Denkweise, die die Seele irgendwann in Hirnareale teilt, die Natur in Atome, die Menschheit in Völker und die Bürger in Steuerklassen und Wahlberechtigte – und dabei alles, was sie durchdringt und zerlegt, zugleich neu ordnet, Schritt für Schritt.

Kein Wunder also, dass den Gedanken Ausdruck in Buchstaben gegeben wird:

Wenn A, dann B.

Erst A, dann B.

Das A und O (nicht, obwohl doch eigentlich bedeutungsgleich: das O und A, denn was Anfang und was Ende ist, fixieren wir Alphabetisierten in Eindeutigkeit).

Die Welt wird logisch durchbuchstabiert, uniformiert, abstrahiert, von A bis Z. Bis es ein π gibt, das für eine endlose Zahl steht, oder ein x , dem keine feste Zahl entspricht. Bis das Geheimnis des Lebens auf vier Buchstaben reduziert scheint, A, C, G, T: die Bestandteile der DANN. Die Schrift fixiert, hält fest, beweist, ist nicht zu leugnen, sie bildet die Grundlage des Gesetzes.

Es waren phönizische Kaufleute, schnell überzeugt von den Vorzügen des neuen Schriftsystems, die es im Mittelmeerraum verbreiteten. Als griechisches Alphabet wurde es gewissermaßen historisch berühmt. Als lateinisches Alphabet gelangte es zu jenem Leben, das sich heute durch die Zeilen zieht, die Sie gerade lesen. Vor 600 Jahren überreichte Johannes Gutenberg es der Maschine: Aus den Handschriften des Mittelalters, in die Mönche und Kopisten mühsam Zeichen und Bilder kratzten, wurden Flugblätter, Zeitungen und Pamphlete aus der Druckerpresse, die jedermann zu lesen vermochte. Seitdem ist jeder Buchstabe derselbe. Dieses A und dieses A und dieses A sind voneinander nicht zu unterscheiden. Die Welt wurde endgültig uniform.

Die Sache ist kaum zu begreifen in ihrer Wucht. Vor Gutenberg existierten in Europa schätzungsweise 30.000 Bücher – nicht 30.000 verschiedene Werke, sondern 30.000 Buchobjekte insgesamt. Der Wert jedes einzelnen war gigantisch, so viel Handwerk, Kunst und Wissen waren in sein Entstehen eingeflossen. Und dann – Explosion! – gab es im Jahr 1500, nur sechzig Jahre nach der Mainzer Erfindung, in Europa schon neun Millionen Bücher, und die Drucker arbeiteten immer schneller, immer besser, immer günstiger.

Die Buchstaben begannen durch die Welt zu rasen, und sie begannen die Welt immer mehr zu verändern. Die Reformation wäre als Umsturz der etablierten Ordnung nicht denkbar gewesen ohne den Buchdruck – es folgten weitere schriftgetriebene Revolutionen: De revolutionibus orbium coelestium, Kopernikus. On the Origin of Species, Darwin. Das Kommunistische Manifest, Marx und Engels. Das Ich und das Es, Freud. Die Gedanken Einzelner entfalteten ungeheure Wirkung, das

Zeitalter der Massenkommunikation zog herauf, und ein Wort der Abwertung für Hinterwäldler, Zurückgebliebene, Ahnungslose existierte nun auch: Analphabeten.

Gehirne verarbeiten unterschiedliche Zeichensysteme unterschiedlich

Die Liste der alphabetischen Kulturen ist lang. Es gibt ja abgesehen vom griechischen heute nicht nur unser lateinisches Alphabet, sondern auch das kyrillische, das arabische, das hebräische – lauter Schriftsysteme, die gesprochene Sprache mittels Buchstaben fixieren. Franzosen, Deutsche und Norweger; Russen, Ukrainer und Bulgaren; Jordanier, Algerier, Iraker sowie Israelis: Ist da tatsächlich etwas, das sie alle in ihrem Denken eint und gleichzeitig trennt von, sagen wir, Chinesen? Oder nehmen wir die Schrift der Inka, das beinahe außerirdisch erscheinende Quipu, bei dem Tierhaar, etwa des Hirschen oder des Pfeifhasen, zu Knoten geknüpft wird und sich die Bedeutung aus der Art und Richtung des Knüpfens sowie der Farbe des Haares ergibt: Öffnet diese Schrift einen ganz eigenen Zugang zur Welt, der einem Alphabetmenschen für immer verborgen bleiben wird?

Es ist schwer, die Richtigkeit der McLuhanschen Thesen wissenschaftlich zu beweisen. Wie und in welcher Weise die Art des Schreibens und der Schrift das Denken prägen, ist kaum messbar. Bestenfalls wissen wir aus den Neurowissenschaften, dass im Gehirn einer logografischen Leserin, etwa einer Chinesin, andere Netzwerke aktiv sind als in jenem einer alphabetischen. Aber die Tatsache, dass unsere Gehirne unterschiedliche Zeichensysteme unterschiedlich verarbeiten, ist ja nicht besonders überraschend.

Interessanter ist da vielleicht eher die Debatte um die „Große Divergenz“. Wieso kamen die Länder des Westens, insbesondere Europas, in den Jahrhunderten nach Gutenberg zu solch immenser globaler Macht? Natürlich gibt es zahlreiche Antworten auf diese Frage, und kein Mensch würde bezweifeln wollen, dass die Gründe für den westlichen Expansionismus vielzählig waren: Umwelteinflüsse, religiöse Prädispositionen, Herrschaftsstrukturen und so weiter. Keine Frage auch, dass er für die allermeisten Menschen, die er traf, mit immensen Schmerzen und Verlusten verbunden war.

Eine Voraussetzung lag sicher im Entstehen der modernen Wissenschaften. Ihre Regeln sollen überall gelten, und ihre Erkenntnisse dienen dazu, Machtpositionen zu stärken. Von Newtons Gesetzen ist es nicht weit zur Ballistik der Kanonenbauer. Die Kanonen stehen dann auf Schiffen, mit denen sich die in Breiten- und Längengeraden aufgerasterten und kartografisch beschriebenen Weltmeere dominieren lassen. In China kannte man Papier, Kompass und Schießpulver schon lange vor den Europäern, aber man nutzte diese Erfindungen anders, und anders als in Europa gab es in der chinesischen Wissenschaft auch keine Bestrebungen, die Naturbeobachtungen auf mathematische Gesetze zu reduzieren – die Natur also zu zerlegen und regelmäßig zu ordnen. Vielleicht fehlte es am Alphabet als Inspiration?

Dabei kannte man den Buchdruck in China vor den Europäern. Schon im 13. Jahrhundert hantierten chinesische Drucker mit Lettern aus Metall, doch wegen der schier unendlichen Anzahl an Schriftzeichen setzte sich die Erfindung lange nicht durch. Während in Europa Galileo Galilei seine Entdeckungen in weit zirkulierenden Fachzeitschriften veröffentlichte, entwickelte sich in China keine ausgeprägte Schriftkultur des wissenschaftlichen Austauschs. Die chinesische Schrift, obwohl uralte, blieb bis weit ins 20. Jahrhundert hinein den wenigsten Chinesen zugänglich.

Als sich die europäischen Kolonialmächte immer weitere Teile Chinas einverleibten, erhoben sich dort Stimmen, die für eine Hinwendung zum Alphabet plädierten – „um in Konzeption und Denkweise mit einem Westen Schritt halten zu können, der plötzlich überlegen schien“, wie das Andreas Guder ausdrückt, Professor am Institut für Chinastudien der Freien Universität Berlin. Noch Mao habe das chinesische Schriftsystem mittelfristig abschaffen wollen, sagt Guder.

Dazu kam es bekanntlich nicht. China gelang es seit dem Ende des 20. Jahrhunderts dennoch, mit dem Westen mindestens mithalten. Die Standardgeschichte, die dazu erzählt wird, handelt von der wirtschaftlichen Öffnung, der Hinwendung zu den Methoden des Kapitalismus, und sie ist natürlich nicht falsch. Aber wie weit wäre dieser Wandel vorangeschritten ohne einen Mann wie Zhi Bingyi?

Zhi Bingyi hatte in Leipzig in Physik promoviert und arbeitete Ende der 1960er-Jahre für eine Regierungsbehörde in Shanghai. Im Sommer 1968, mitten in Maos Kulturrevolution, wurde er festgenommen. Als „reaktionäre akademische Autorität“ verbrachte Zhi Bingyi 14 Monate in einem „Kuhstall“, wie die überall im Land errichteten Gefängniszellen genannt wurden. An der Wand acht chinesische Schriftzeichen: „Nachsicht für die, die gestehen. Härte für die, die sich verweigern“. Zhi Bingyi dachte die ganze Zeit über diese Worte nach, allerdings weniger über ihren Sinn – sondern über die Frage, wie man es schaffen könnte, sie so zu digitalisieren, dass ein Computer mit ihnen umgehen könnte.

In jener Zeit wurde auch in China der Wert von Rechenmaschinen erkannt. Wie im Westen sollten die Computer massenhaft Daten und Informationen verarbeiten, für die Industrie, die Landwirtschaft, das Militär. Das Problem dabei war: Die Informationen lagen auf Chinesisch vor, die Computer jedoch arbeiteten mit Programmiersprachen, die auf den Buchstaben des Alphabets basierten.

Mit einem gestohlenen Stift und einer Teetasse, auf die er kritzelte, entwarf Zhi Bingyi in seiner Zelle die Grundzüge eines Systems, mit dem sich chinesische Schriftzeichen in den alphabetischen Code übertragen lassen. Nach seiner Entlassung war er Putz- und Wachmann, in seiner Freizeit verfeinerte er das System: Er schuf zunächst eine Sammlung von grafischen Grundelementen, aus denen sich alle chinesischen Schriftzeichen zusammensetzen. Jedem Element ordnete er dann einen bestimmten Buchstaben auf der Tastatur zu. So ergab sich für jedes Schriftzeichen eine Buchstabenfolge: Die Tastatur war wie ein Baukasten, aus dem sich die gewünschten Zeichen zusammensetzen ließen.

Wir ersaufen in Schrift

Zhi Bingyi machte sich also auf allerschlaueste Weise das Alphabet nutzbar, um die nicht-westliche Art des Schreibens mit all ihrer grafischen Fülle ins 21. Jahrhundert zu transportieren. Heute unterscheidet sich eine chinesische Computertastatur fast gar nicht von einer, wie wir sie benutzen.

Kurz nach Maos Tod ging er mit seiner Idee an die Öffentlichkeit. Am 19. Juli 1978 titelte eine Zeitung in Shanghai: „Die chinesische Schrift ist im Zeitalter des Computers angekommen“.

Als „Die Gutenberg-Galaxis“ 1962 erschien, sollte das Buch eine Art Nachruf sein auf das Zeitalter des Lesens und Schreibens. Marshall McLuhan sah mit dem Radio und dem Fernsehen dessen Ende heraufziehen. Er konnte noch nichts ahnen vom Internet – von diesem Meteoriten aus Text, der auf die Welt zuraste.

„Die Lesehäufigkeit von Printmedien ist bei Jugendlichen in den vergangenen Jahren stark rückläufig“, „Immer weniger Jugendliche lesen Bücher“ – stirbt das Lesen nicht tatsächlich aus? Könnte man denken, wenn man solche Meldungen liest. Die Leseforschung weiß aber, dass in den westlichen Ländern heute mehr gelesen wird als jemals zuvor. Und der Anteil der Menschen an der Weltbevölkerung, die schreiben und lesen können, steigt und steigt; er liegt bei 87 Prozent. Man kann ja kaum Facebook nutzen, ohne zu lesen, und umso weniger WhatsApp. Es gibt, zugegeben, immer mehr Sprachnachrichten und Emojis und Podcasts und Insta-Reels, aber das, was die allermeisten Menschen den lieben langen Tag tun, ist immer noch: Buchstaben betrachten. SMS, E-Mails, Messenger-Nachrichten, Slack, Teams, Online-News, Bundesliga-Tabellen, und die besonders Starken lesen abends sogar noch ein Buch.

Wir ersaufen in Schrift. Die Schrift, die uns jenseits der bewussten Lektüre zusätzlich umgibt, Straßenschilder und Reklame und so weiter, lassen wir hier ohnehin außen vor. Die Welt muss einem wie zugesperrt vorkommen, wenn man zu jenen zählt, denen sich das Lesen entzieht. Zuletzt erschienen mit den neuesten künstlichen Intelligenzen auch noch Maschinen auf der Bildfläche, die in Sekundenschnelle ganze Essays schreiben, die also mehr Text produzieren werden, als jemals gelesen werden kann – alle menschlichen Texte las ja immerhin mindestens ein Mensch, ihr Autor.

Maryanne Wolf, die Frau, deren Gedanken uns hier im Ausgang beschäftigen sollen, glaubt allerdings, dass Lesen-Können, Viel-lesen-Müssen überhaupt nicht das Gleiche bedeuten wie Richtig-Lesen.

Wolf ist Neurowissenschaftlerin und Professorin an der University of California. Sie hat ihre akademische Karriere in der Literaturwissenschaft begonnen, aus Liebe zu Hesse, Rilke und Proust, später hat sie aber vor allem über das lesende Gehirn geforscht. Auch für Wolf ist die Tatsache, dass der Mensch über die Augen Zugang zur Sprache gefunden hat, eine Art Wunder – das vielleicht eindrucksvollste Beispiel für die schier endlose Plastizität unserer Gehirne. „Wann immer wir einen Buchstaben benennen“, schreibt sie in ihrem Buch Schnelles Lesen, langsames Lesen, „aktivieren wir ganze Netzwerke hochspezialisierter Neuronengruppen im visuellen Kortex, die mit anderen Netzwerken ähnlich hochspezialisierter Zellgruppen des Sprachsystems in Verbindung stehen, welche ihrerseits mit Netzwerken spezialisierter motorischer Zellgruppen im Dienste der Artikulation stehen – all das mit höchster Präzision, in Tausendstel Bruchteilen von Sekunden.“ Lesen, soll das heißen, ist ein neuronaler Achttausender, eine unfassbar komplexe Hirnaktivität.

„Es gibt Studien, die zeigen, dass unsere Gehirne beim aufmerksamen Lesen eines Gedichts im Scanner so intensiv und bunt vernetzt leuchten wie sonst nur beim Dirigieren eines Konzerts“, sagt Wolf im Interview per Videocall, und selbst das digitale Interface vermag ihre Begeisterung über diese Erkenntnis zu übertragen. „Vertieftes Lesen“, fährt Wolf fort, „lässt die berühmten Spiegelneuronen zu Höchstform auflaufen.“ Wir müssen, erklärt sie, nur die Beschreibung der Textur von etwas lesen, etwa von Emma Bovarys raschelndem Seidenrock in Gustave Flauberts berühmtem Roman – schon wird der sogenannte somatosensorische Kortex aktiviert, die Hirnregion, die für taktiles Erleben zuständig ist. Und wenn Emma Bovary aus ihrer Kutsche springt, beginnt der für Körperbewegung zuständige Motorkortex unseres Gehirns zu funkeln.

Das Schreiben und Lesen stellt ein offenbar noch viel größeres Kunststück dar, als wir das hier bislang angenommen haben. Wir hören bei der Lektüre der Schrift nicht bloß durch unsere Augen. Sondern wir fühlen auch, spüren, riechen, schmecken, tasten. Durch intensives Lesen kann unser ganzes Erleben angefasst werden, können alle Fakultäten des Gehirns in Schwingung geraten.

Vertieftes Lesen wird verlernt

Maryanne Wolf sieht nun aber die Fähigkeit zu solchem Lesen – zu vertieftem, aufmerksamem, verbundenem Lesen – in Bedrängnis, gefährdet weniger durch die Macht der Bilder als ausgerechnet durch die gewaltige Flut der Buchstaben, unter der uns das Internet zu begraben scheint. Die Leseforschung, berichtet sie, lasse keinen Zweifel daran, dass wir alle zunehmend Überflieger geworden sind, im bedrückenden Sinn des Wortes. Wir scannen Texte eher, als dass wir sie bewusst und aufmerksam studieren, wir durchkämmen ihre Oberfläche auf der Suche nach relevanten Informationen oder einem bestimmten Inhalt.

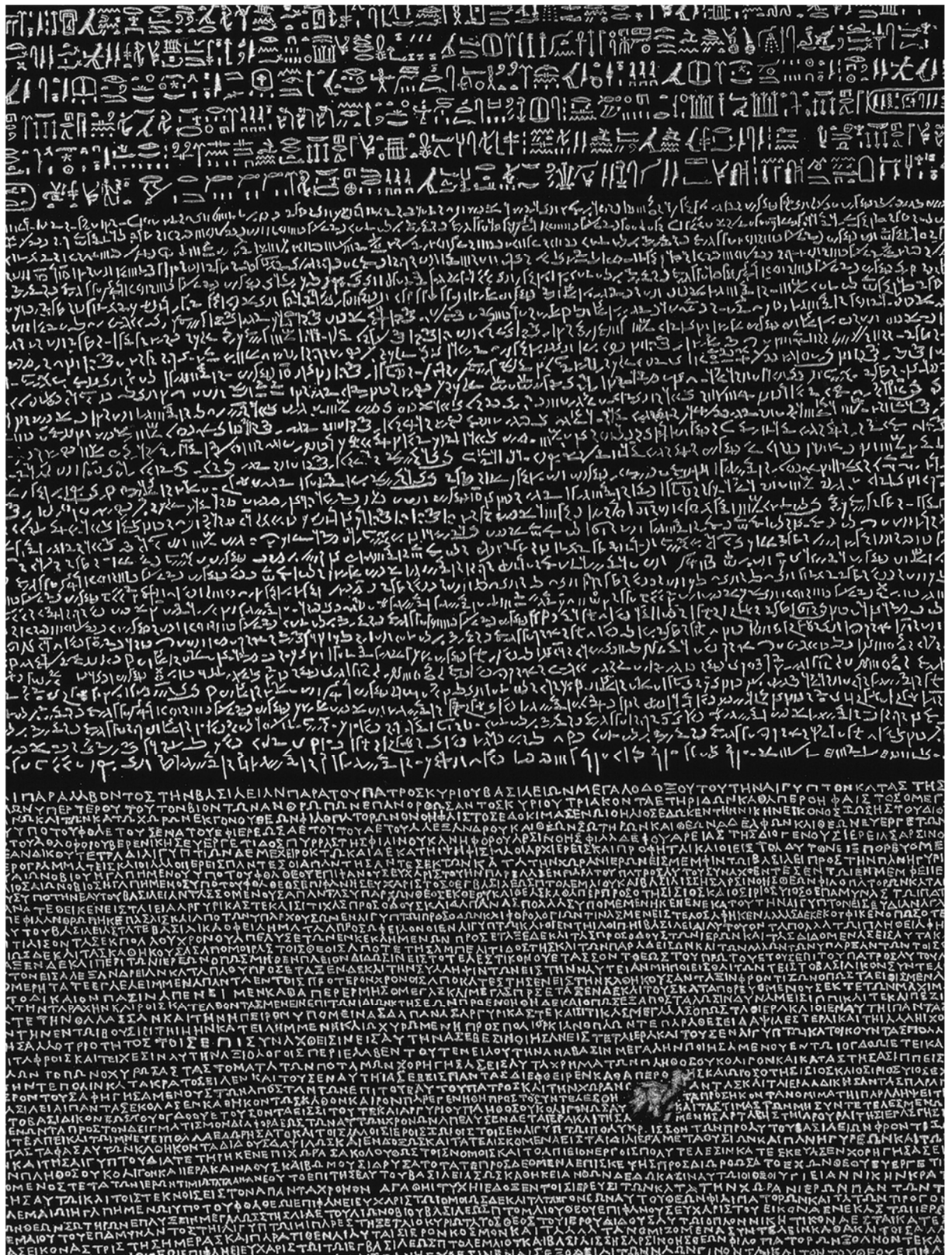
Was, wie Wolf meint, leider etwas befördert, das unserer Gegenwart auch politisch mehr und mehr zu schaffen macht: Wir nehmen beim Lesen am ehesten das wahr, was unsere bereits vorhandenen Annahmen über die Welt zu bestätigen scheint. Wir öffnen uns also nicht zum Leben und zu unseren Mitmenschen hin, wie es doch eigentlich möglich wäre, sondern schließen uns ab.

Unsere Gehirne sind, wie wir gerade erfahren haben, sehr formbar. Jene Neuroplastizität, die uns das Lesenlernen überhaupt ermöglicht, bedeutet auch, dass die Medien, mit denen wir uns am häufigsten beschäftigen, unser Leseverhalten grundlegend beeinflussen – um nicht zu sagen: deformieren. Das überfliegende Lesen verdrängt, wenn wir nicht aufpassen, die Fähigkeit zum vertieften Lesen, mit der allzu bekannten Folge, dass es uns irgendwie nicht mehr gelingen will, richtig in einem Buch zu versinken. Unsere Aufmerksamkeit reißt ab, wir springen durch die Absätze, suchen nach der nächsten relevanten Stelle.

Wolf berichtet von einer Studie, die ergab, dass Leute, alle zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt, pro Stunde 27-mal zwischen verschiedenen Medien hin- und herschalten. Man kann in so einem Modus keinen Roman von Adalbert Stifter lesen, man kann ein Gedicht von Mandelstam oder eine Kurzgeschichte von Alice Munro nicht konsultieren wie einen Twitter-Thread, das funktioniert einfach nicht. Man wird dann das Lesen in Maryanne Wolfs emphatischem Sinn bald verlernt haben.

Die Leseforscherin plädiert für eine neue Art, das Lesen zu betrachten und zu unterrichten, für etwas, das sie bi-literacy nennt, in etwa: Doppel-Alphabetisierung. Wir brauchen verschiedene Arten des Lesens, um verschiedenen Medien gerecht werden zu können. Den Kindern muss das, meint Wolf, frühstmöglich beigebracht werden, und den Erwachsenen muss es in Erinnerung gerufen werden. Im englischen Original heißt ihr Buch Schnelles Lesen, langsames Lesen denn auch ungleich schöner: Reader, come home.

Unsere Reise durch die Schrift und ihre Geschichte nähert sich ihrem Ende. Wir haben gelernt: Die Schrift nahm ihren Anfang vor Tausenden von Jahren, vielleicht sogar in einer Gesellschaft der Gleichen mitten in Europa. Sie bemächtigte sich des menschlichen Geistes in nachgerade dämonischer Weise und raste erst gedruckt, dann digital über den ganzen Planeten. Wozu ist Schrift da? Um Dinge unverfälscht festzuhalten, Informationen zu speichern, Quittungen zu erstellen, um Wissen zu vermitteln und die Welt und deren Phänomene rational zu durchdringen – gewiss.



Kein Schriftzeichen, kein Buchstabe entstand je in der Ahnung, dass Flaubert, Shakespeare oder J. K. Rowling sich ihrer zu dem Zweck bemächtigen würden, das Lebendigse selbst einzufangen: in der Dichtung, in der Literatur. Auch dafür aber ist die Schrift gut.